



Walter und Moshe Wolff

Das eigene Leben erzählen

*Geschichte und Biografie
von Hamburger Juden
aus zwei Generationen
Herausgegeben von Linde Apel*

Wallstein

Walter und Moshe Wolff
Das eigene Leben erzählen

Eine Veröffentlichung
der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg,
des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden
und des Vereins für Hamburgische Geschichte



FZ|H Forschungsstelle
für Zeitgeschichte
in Hamburg



Walter und Moshe Wolff

Das eigene Leben erzählen

*Geschichte und Biografie von Hamburger Juden
aus zwei Generationen*

Herausgegeben
von Linde Apel



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit Unterstützung
der Behörde für Wissenschaft und Forschung, Hamburg,
der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und
des Lehrstuhls Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert
an der Humboldt-Universität zu Berlin

Hamburgische
Wissenschaftliche
Stiftung | | | | *S*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagbild unter Verwendung von Fotos aus dem Besitz der Familie Wolff
Reproduktionen: SchwabScantechnik GmbH, Göttingen
Druck und Verarbeitung: Friedrich Pustet, Regensburg
ISBN (Print) 978-3-8353-1432-0
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2562-3

Inhalt

Linde Apel

Autobiografisches Schreiben im familiären Kontext.

Die Selbstzeugnisse der Familie Wolff 7

Walter Wolff: In Hamburg verwurzelt 17

Kinderjahre 20

Die Schulzeit 22

Lehrzeit: Hamburg – Wiesbaden – Breslau – Brüssel 26

Eugenie Bass 34

Soldat statt Ehemann 36

Auseinandersetzung mit dem Zionismus 39

Zurück an der Front 43

Nach Kriegsende wieder in Hamburg 49

Inflationszeit 51

Moshe Wolff: Die Anfänge 52

Walter Wolff: Die Reise nach Palästina 53

Geschäftliches und Familiäres 57

Moshe Wolff: Im Abendrothsweg 59

Walter Wolff: Zufrieden 61

Moshe Wolff: Schülerzeiten 66

Geschwister und Freunde 70

Walter Wolff: Die Nationalsozialisten an der Macht 72

Moshe Wolff: Sommerferien 74

Familienleben 77

Mein Kanu auf der Alster 82

Ein Huhn zur *Bar Mitzwa* 83

Ferien im Ausland 85

Gerald Wolff: NS-Zeit in Hamburg 89

Walter Wolff: Das Land verlassen 90

Bei der Gestapo 92

Jacob Wolff: Himmel über Hamburg 93

Walter Wolff: Endlich fort 93

Jacob Wolff: Die Hakenkreuzflagge 94

Moshe Wolff: Die letzte Zeit in Hamburg 94

1938 – Abschied 103

Auf der Reise 105

Gerald Wolff: Parkbänke auch für Juden 107

Walter Wolff: In New York 107

<i>Moshe Wolff</i> : Nach England	110
Durch Frankreich nach Italien	112
<i>Walter Wolff</i> : Fuß fassen in New York	115
<i>Moshe Wolff</i> : Endlich da	121
Im Kfar Hanoar	123
Beim besten Bauern in der Lehre	134
Vom Boden und von eigener Arbeit leben	137
Heimatgefühle	140
Jawneel – die erste eigene Siedlung	141
Kritische Zeiten	144
In der britischen Armee	145
Auf dem Weg nach Malta	149
In Italien	153
Monte Cassino	163
Auf der Suche nach Überlebenden	170
Die letzten Tage bei der Armee	174
Endlich wieder zuhause	176
<i>Walter Wolff</i> : Familiendinge	179
<i>Moshe Wolff</i> : Auf dem Weg nach New York	180
Mit der Familie wieder vereint	183
<i>Walter Wolff</i> : Weitere Familiendinge	193
<i>Moshe Wolff</i> : Zurück nach Israel	195
Begegnung mit Karla	198
Entscheidung für Karla	206
Endlich der eigene <i>Meschek</i>	218
In unserem Land verwurzelt	221
Urlaub in Italien	225
Der seltsame Deutsche	229
Die Eltern Wolff ziehen nach Nahariya	230
<i>Walter Wolff</i> : Endlich in <i>Erez</i> Israel	232
<i>Rudi Wolff</i> : Ena Wolff in New York	232
<i>Moshe Wolff</i> : Pecannüsse, Litschis, Avocados	234
Mit der Familie durch Europa	238
Alltag und Krieg	244
Mit Ilan unterwegs	248
In die Heimatstadt eingeladen	256
Ausblick	258
Dank	258
Zeittafel	260
Personenglossar	261
Ortsregister	273

Autobiografisches Schreiben im familiären Kontext

Die Selbstzeugnisse der Familie Wolff

Linde Apel

Vorzustellen ist eine Seltenheit: die eng miteinander verwobenen Lebensgeschichten von Walter und Franz Moshe Wolff, Vater und Sohn, orthodox-zionistische Hamburger Juden aus bürgerlichem Milieu, die 1938 ihre Heimat verließen und in die USA und nach Palästina auswanderten. Die Memoiren von Walter Wolff, einem Devisenhändler und Familienvater, über sein Leben in Hamburg und in der Emigration geben aus nur spärlich verschriftlichter religiös-zionistischer Perspektive Einblick in ein lange nicht mehr existentes deutsch-jüdisches Milieu. Angeregt von den Erinnerungen seines Vaters begann sein Sohn Franz Moshe selbst in hohem Alter zu schreiben, nahm Bezug auf die Äußerungen des Vaters, kommentierte und ergänzte sie und formulierte doch einen ganz eigenen Text. Eine Besonderheit stellt die reiche Bebilderung des Bandes dar. Die Lebensgeschichte Walter Wolffs ist fotografisch belegt, vor allem aber die des Sohnes, der im Alter von 14 Jahren in Hamburg zu fotografieren begann und dies an allen Stationen seines Lebens beibehalten hat.¹

Walter Wolff (1887-1966) und seine Ehefrau Eugenie (Ena), geborene Bass (1887-1977) aus Frankfurt a. M., haben fünf Kinder: Judith (*1920), Franz Moshe (*1921), Jacob (1926-2010), genannt Jack, Gerald (*1927), genannt Jerry, und Rudolph (*1931), genannt Rudi. Diese Familie, deren Wurzeln in Hamburg bis ins 17. Jahrhundert reichen, war Teil der viertgrößten jüdischen Gemeinschaft im Deutschen Reich und gehörte zur bürgerlichen Mittelschicht.² Vater Walter arbeitete im Finanzwesen, die Mutter engagierte sich kulturell und sozial, die Kinder besuchten die jüdische Schule. Die Einhaltung der Feiertage spielte im Familienkreis eine große Rolle. Nicht lange nach der Übertragung der Macht an die Nationalsozialisten entschied Walter Wolff, das Deutsche Reich zu verlassen und begann, die Auswanderung der Familie einzuleiten.³ Im Sommer 1938 reisten Walter Wolff und

1 2010 konnte ich ein Interview mit Moshe Wolff führen. Auszüge daraus sind im Internet unter www.werkstatt-der-erinnerung.de/jeckes/wolff.html zu sehen. Dabei stellte er mir das Manuskript der Autobiographie seines Vaters, seine eigenen Lebenserinnerungen sowie ca. 700 Fotos und Dokumente aus Familienbesitz zur Verfügung, die etwa die Jahre 1890 bis 1990 umfassen und in der Werkstatt der Erinnerung, dem Oral History-Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte, archiviert werden.

2 Ina Lorenz, Deutsch-Israelitische Gemeinde, in: Institut für die Geschichte der deutschen Juden (Hg.), *Das jüdische Hamburg. Ein historisches Nachschlagewerk*, Göttingen 2006, S. 58-60, hier S. 58.

3 Etwa die Hälfte der ca. 20 000 Personen umfassenden jüdischen Bevölkerung Hamburgs konnte zwischen 1933 und 1941 aus der Hansestadt emigrieren. Vgl. dazu Sybille Baumbach, *Emigration*, in: Ebd., S. 69.

seine Frau Ena mit vier ihrer fünf Kinder in die Niederlande. Dort trafen sie auf ihre Tochter Judith, die sich in einem Hachschara-Lager auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Während der älteste Sohn Franz allein weiterreiste, um sich in Italien der Jugend-Alija nach Palästina anzuschließen, blieb Judith in den Niederlanden und gelangte noch nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in die USA. Das Ehepaar Wolff und die Söhne Jacob, Gerald und Rudolph traten 1938 die Reise in die USA an und ließen sich in New York nieder. Nach Eintritt in den Ruhestand, mit über 70 Jahren, beschloss Walter Wolff, seinen langgehegten Traum zu verwirklichen und zog mit seiner Frau nach Nahariya zu seinem Sohn Franz, der sich nach der Ankunft in Palästina in Moshe umbenannt hatte. 1962 schrieb Walter Wolff auf Bitten seiner Kinder seine Familienerinnerungen in deutscher Sprache nieder. Sein Sohn Gerald übersetzte sie ins Englische und verteilte sie innerhalb der Familie. Vierzig Jahre später nahm sein Sohn Moshe das Manuskript seines Vaters wieder hervor und begann, seine eigenen Erinnerungen aufzuschreiben. Die Aufzeichnungen der beiden Autoren aus zwei Generationen bilden sowohl jüdisches Leben in Hamburg wie auch die Neuanfänge in verschiedenen Exilländern exemplarisch ab. Sie umfassen verschriftlichte Erinnerungen an jüdisches Leben vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute. Geografisch berühren sie mehrere Kontinente: zuallererst Hamburg, aber auch eine Vielzahl von Orten in Ost- und Westeuropa, in den USA und nicht zuletzt in Palästina und Israel.

Walter Wolffs Erinnerungen von 1962

Walter Wolff hat seine Autobiografie verfasst, weil er von seinen Kindern dazu aufgefordert wurde und nicht, weil er sich und seinen Lebensweg für exemplarisch hielt. Ihnen lag am Herzen, dass er festhielt, welche Erlebnisse und Erfahrungen innerhalb der Familie nicht vergessen werden sollten. Er wollte seinen Kindern nicht nur erläutern, aus welcher Zeit und was für einem Milieu er stammte, sondern ihnen auch etwas von dem die Familie tragenden Gewebe von Beziehungen und verwandtschaftlichen Verflechtungen mitgeben.¹ Seine Aufzeichnungen sind durchzogen von einer Vielzahl selbstverständlicher Erwähnungen von nahen und fernen Familienangehörigen, Freunden, Bekannten und Kollegen. Man besuchte sich, man hielt Kontakt, man feierte Feste miteinander, man traf sich, wenn man in der Gegend war. Freundschaften wurden in der Familie auf eine Weise gepflegt, die in dieser Form heute längst nicht mehr so ausgeprägt ist.

Unter anderen Umständen hätte Walter Wolff wohl nicht über seine familiäre Herkunft und seinen Lebensweg Auskunft gegeben. Denn auch wenn er Teil einer recht durchschnittlichen bürgerlichen, gebildeten Familie war, war es für ihn nicht naheliegend, zu schreiben. Die Familie Wolff war aber auch eine jüdische Familie. In dieser Hinsicht entsprach sie wiederum nicht dem Durchschnitt. Im Gegensatz zur Mehrheit der jüdischen Deutschen, die weitgehend assimiliert waren, lassen die Erzählungen von Walter Wolff erkennen, dass der Glaube in dieser Familie nicht

¹ Auf die zentrale Bedeutung der Familiengeschichte in Autobiografien bürgerlicher Juden hat Miriam Gebhardt hingewiesen in: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*, Stuttgart 1999.

nur für seine Generation eine wichtige Rolle gespielt hat. Er lebte orthodox, und es beeindruckt, zu lesen, weswegen er mit seiner Suche nach einem Ausbildungsplatz in jenen Unternehmen scheiterte, in denen »fast jeder Hamburger Junge« unterkommen wollte: den Handelskontoren. Sobald er darum bat, am Sabbat nicht arbeiten zu müssen, erhielt er eine Absage. In dieser Lage erwies sich das jüdische Netzwerk als unerlässlich, denn darüber fand er einen Ausbildungsplatz, den er mit seinen religiösen Ansprüchen vereinbaren konnte. An einer beruflichen Karriere lag ihm jedoch nicht viel. Sie war mehr Pflicht als Lebensinhalt. Überraschend freimütig erzählt er, wie schwer es ihm fiel, in einem Berufsleben Fuß zu fassen, dessen Ausrichtung nicht gänzlich seiner eigenen Entscheidung entsprach. Auch hier wird deutlich, wie wichtig die Familie war, denn es war sein Vater, der ihm vorgab, eine ungeliebte Karriere im Finanzmilieu zu beginnen. Als verständnisvoller Sohn respektierte er dies und gab dafür seinen Wunsch auf, Deutsch und Geschichte zu studieren.

Die Familie war auch in anderer Hinsicht alles andere als gewöhnlich: Sie war, mit Ausnahme von Mutter Ena, zionistisch orientiert. Walter Wolffs vielfältiges Engagement und seine Ämter in etlichen zionistischen Organisationen, aber auch in schulischen Gremien und Einrichtungen der Gemeinde erwähnt er beiläufig, ohne sich damit hervorzutun. Seine Überzeugung führte ihn 1923 auf eine Reise nach Palästina. Er wollte an Ort und Stelle prüfen, ob ein Leben dort möglich sei. Auch mit dieser Einstellung gehörte er unter den Juden im Deutschen Reich zur Minderheit.¹ Wie er anschaulich darlegt, war das Interesse am Zionismus in Hamburgs jüdischen Kreisen lange nicht sonderlich ausgeprägt.

Der Erste Weltkrieg nimmt in Walter Wolffs Erinnerungen einen größeren Raum ein. Allerdings erfasste ihn der patriotische Überschwang nicht, vielmehr verschiebt er die mit Ena Bass geplante Hochzeit und tut selbstverständlich seine Pflicht als Soldat. Nüchtern schildert er seinen Einsatz an der Ostfront und in der Etappe. Deutsch-nationale Begeisterung liegt ihm fern. Vielmehr ist er von der Vielgestaltigkeit ostjüdischen Lebens fasziniert. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit knüpft er mit großer Offenheit intensive persönliche Kontakte zur lokalen jüdischen Bevölkerung. Im Kontext des Ersten Weltkriegs kommt Walter Wolff zum ersten Mal auf expliziten Antisemitismus zu sprechen. Nur knapp und mit großer Distanz beschreibt er einen jungen Leutnant, der »ihn als Juden besonders hasste und schikanierte«. Ins Detail geht er dabei nicht, wie er eigentlich durchgängig judenfeindliches Verhalten nur streift, als wollte er die darin enthaltene Bedrohung und Beleidigung nicht erneut wiederholen. An späterer Stelle geht aus dem Nebensatz »wir mochten die Ostseebäder nicht mehr besuchen« zum einen hervor, wie aus jahrzehntelanger antijüdischer Propaganda konkrete Ausgrenzung geworden war und dies familiäre Entscheidungen prägte.² Zum anderen zeigt sich an dieser umstandslosen Bemerkung, wie wenig er im Rückblick antisemitische Erfahrungen verstärkt, obwohl diese Reaktion auf den um sich greifenden Antisemitismus einen großen Einschnitt im Alltag der Familie darstellte, da sie jahrelang gern an die Ost-

1 Abraham Barkai, Die Zionisten, in: Michael A. Meyer (Hg.), Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Aufbau und Zerstörung 1918-1945 (Band IV), München 1997, S. 91-94.

2 Vgl. dazu Frank Bajohr, Unser Hotel ist judenfrei. Bäderantisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003.

see gefahren war, wie Moshe Wolff lebhaft beschreibt. Gewissermaßen en passant erwähnt Walter Wolff, dass er Sozialdemokrat war. Mit dieser politischen Präferenz gehörte er ebenfalls nicht zur Mehrheit innerhalb der jüdischen Gemeinschaft während der Weimarer Republik.¹ Selbstironisch gibt er zu, wegen seiner beruflichen Position als Salonsozialist bezeichnet worden zu sein. Zu diesem Zeitpunkt war er längst aus dem Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens ausgetreten und hatte sich dem Misrachi, der orthodox-zionistischen Bewegung, angeschlossen.² Der Zionismus spielte in seinem Leben also eine große Rolle, auch wenn er in den dreißiger Jahren dem Wunsch seiner Frau nachgab, die mit fünf Kindern nicht ins rückständige Palästina auswandern wollte.

Walter Wolff erzählt überwiegend aus der Ich-Perspektive. Hin und wieder wird diese Sicht durchbrochen von der eines vermeintlich allwissenden Erzählers. Um die Epochen zu charakterisieren, die er erlebte, fügt er historische Marker ein: z. B. die Einführung des Telefons. Dies erwies sich als in besonderer Weise symbolisch, weil sein Sohn Moshe angeregt davon schreibt, was es bedeutete, als seine Familie am Rande einer israelischen Kleinstadt Jahrzehnte später ihr erstes eigenes Telefon erhielt. Es sollte nicht als banales technisches Detail verstanden werden, diente es doch der Familie als wichtiges Instrument, um die die halbe Welt umspannenden Familienbeziehungen aufrechtzuerhalten. Ungenauigkeiten in den Passagen von Walter Wolff, in denen er über die technischen und sozialen Neuerungen der Epochen oder politische Entwicklungen schreibt, wurden in der hier vorgelegten Edition nicht berichtigt, sondern in Anmerkungen lediglich knapp kommentiert. Denn interessant daran ist nicht, ob sie historisch korrekt sind, sondern was sie über seine subjektive Sicht der Ereignisse und Entwicklungen aussagen, die umso deutlicher hervortritt, weil er davon in auktorialer Form spricht, gewissermaßen als der Historiker, der er hätte werden wollen, wenn er seinen und den Lebensunterhalt seiner Familie nicht im Bankensektor hätte bestreiten müssen.

Gleichermaßen eindrucksvoll und ungewöhnlich zu lesen ist, dass Walter Wolff sein Leben nicht als Erfolgsgeschichte erzählt. Mit erstaunlicher Offenheit für einen Mann seiner Generation spricht er über Gefühle und beschönigt auch seine Schwächen und gelegentlichen Misserfolge nicht. So hebt er die lange erfolglose Suche nach einem Auskommen für sich und seine Familie in der Emigration klar hervor und beschreibt plastisch seine wachsende Verzweiflung in den Straßen Manhattans.

Seine Autobiografie ist vornehmlich von der Zäsur geprägt, die die Machtübernahme der Nationalsozialisten bedeutete, da sie sein auf die Familie und die Gemeinde bezogenes Leben jäh unterbrach. Diese Erfahrung steht unübersehbar im Hintergrund, sie prägt die Perspektive, mit der er seine Erinnerungen niederschreibt, da er diese Ausgrenzungserfahrung auch an kommende Generationen weitergeben möchte. In den ersten Zeilen seiner Erinnerungen bezieht er sich zwar auf den Aufstand im Warschauer Ghetto und seine Niederschlagung im Jahr 1943 und deutet damit an, dass er sich durchaus als Geretteter betrachtet. Im weiteren Verlauf seiner Beschreibungen äußert er sich über den Druck, unter dem er als Fa-

1 Vgl. dazu Martin Liepach, *Das Wahlverhalten der jüdischen Bevölkerung. Zur politischen Orientierung der Juden in der Weimarer Republik*, Tübingen 1996.

2 Avraham Barkai, »Wehr dich!«. *Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C. V.) 1893-1938*, München 2002; Jehuda Reinharz, *Dokumente zur Geschichte des deutschen Zionismus 1882-1933*, Tübingen 1981.

milienoberhaupt in Nazi-Deutschland stand und über die Angst, die ihn bei der Rettung seiner Familie begleitete, nur zurückhaltend. Das Selbstverständliche, die bedrückende Atmosphäre jener Zeit, hatte er wohl noch zu deutlich vor Augen. In Anbetracht der Gesprächs- und Briefkultur, die in der Familie gepflegt wurde, konnte er sicher sein, dass diese Eindrücke seinen Kindern ebenso bekannt waren. An vielen Stellen scheinen aber zwischen den Zeilen Bedrohung und Trauer durch, vor allem in den Beschreibungen seiner Anfangszeit in New York, als er sich oft vergeblich darum bemühte, Verwandte und Bekannte aus dem Deutschen Reich herauszuholen.

1962, im Jahr der Niederschrift seiner Erinnerungen, war der 1951 in Israel eingeführte *Jom Hashoah*, der Gedenktag für die Opfer der NS-Verfolgung, zwar institutionalisiert, er spielte in der öffentlichen Wahrnehmung dieses Landes jedoch zunächst nur eine geringe Rolle. Walter Wolff beruft sich daher auf den *Jom Hazikaron*, den Gedenktag für die gefallenen israelischen Soldaten und Opfer des Terrorismus. Auch wenn er die Zeit der Kriege in und um Israel kaum thematisiert, verweist die Widmung auf die Sorge, mit der er das Schicksal seines alt-neuen Heimatlandes begleitet hat. Nur wenige Wochen, nachdem Walter Wolff begonnen hatte, seinen Lebensbericht niederzuschreiben, wurde in Israel nach einem Prozess, der weltweit große öffentliche Beachtung gefunden hatte, Adolf Eichmann hingerichtet.¹ In Walter Wolffs Autobiografie spiegelt sich auch davon nichts wider, vielleicht, weil er die Landessprache nicht beherrschte. Daraus zu schließen, dass ihn die israelische Gegenwart mit ihren politischen Implikationen nicht interessierte, wäre sicherlich falsch. Vielmehr standen wenige Jahre vor seinem Tod in seiner Lebenserzählung Rückblick, Bilanz und Weitergabe im Vordergrund. Dies wird auch an seinen letzten Sätzen deutlich, in denen er sein Leben in Israel mit dem in New York vergleicht und in denen die kleinstädtische Umgebung Nahariyas, in der er nun zuhause war, nicht ganz so gut wegkommt wie der soziale und kulturelle *melting pot* New York. Dort scheint er seine Heimat gefunden zu haben, auch wenn er sich in Israel geborgen und zugehörig gefühlt hat. Mit seinem Geburtsland hatte er offenbar abgeschlossen, in seinen Erinnerungen ist das Nachkriegsdeutschland jedenfalls nicht mehr präsent.

Moshes Wolffs Erinnerungen aus den Jahren 2009 bis 2012

Während Walter Wolff mit seinem Bericht auch versuchte, den sozialen Bruch zu überwinden, den die Vertreibung aus Deutschland bedeutete, beabsichtigt Moshe Wolff, seinen in Israel geborenen Kindern und Enkeln zu vermitteln, woher er kommt und wo auch ihre Wurzeln liegen. Eine Einladung des Berliner Jüdischen Museums, vor Schülerinnen und Schülern zu sprechen, bildete den Anlass, über sein Leben zu schreiben. Er verband damit auch die Hoffnung, dass junge Leute heute Einblicke erhalten in das Leben eines jüdischen Jugendlichen in der NS-Diktatur vor dem Holocaust. Was gewissermaßen mit einem pädagogischen und erinnerungskulturellen Impetus begann, wuchs sich nach und nach zu einem aus-

1 Vgl. dazu Tom Segev, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 427–506.

fürhlichen schriftlichen Lebensrückblick aus. Moshe Wolff nutzt das Mittel der Autobiografie, um über seinen Weg von Hamburg nach Israel Rechenschaft abzugeben. Dabei fällt besonders auf, mit was für einem Selbstbewusstsein er bereits als Jugendlicher bereit war, seinen Weg zu gehen. Schon in jungen Jahren zionistisch gesinnt, hat er seinen Wunsch, in Israel von der eigenen Arbeit auf eigenem Boden zu leben, zielstrebig verwirklicht. Anschaulich beschreibt er seinen abenteuerlichen Weg von Hamburg durch Europa nach Palästina, seine Erfahrungen in der Jugend-Alija und der landwirtschaftlichen Ausbildung, die ihm trotz der harten Arbeit, die ihm kaum etwas auszumachen scheint, tiefe Befriedigung gab. Ebenso groß war sein Bedürfnis, auf Seiten der Briten in den Krieg zu ziehen. Seine Beschreibungen aus der Zeit als Fahrer bei der britischen Armee wirken zwar bisweilen, als sei der Krieg ein großes Abenteuer gewesen. Dies ist sicherlich Moshe Wolffs Fähigkeit geschuldet, aus jeder Situation das Beste zu machen. Zumal er ähnlich wie sein Vater die Gabe hat, überall Freunde und Bekannte ausfindig zu machen oder neue Freundschaften zu schließen, die ihm häufig weiterhalfen. Von welchem Ernst die Situation aber geprägt war, geht aus kurzen Bemerkungen hervor, mit denen er andeutet, wie sehr er die Aufdeckung der Verbrechen gegen die Juden, d. h. gegen Familienangehörige und Freunde, erhoffte, aber auch fürchtete. Die Freude über das Kriegsende war daher überlagert von der Sorge um Angehörige und Freunde. Und so ergriff er bei der ersten sich bietenden Gelegenheit die Chance, sich mit einem Freund nach Theresienstadt aufzumachen, wo er seine Jugendliebe Esther Jonas vermutete. Er verpasste sie zwar, konnte aber seine Tante, die die Deportation überlebt hatte, im DP-Lager Deggendorf besuchen und ihr Hoffnung auf ein Wiedersehen mit der Familie machen.

Moshe Wolff war kein Kibbuznik, auch wenn er sich im kollektiv geführten religiös-zionistischen Jugenddorf von Anfang an wie zuhause gefühlt hat. Er wollte als selbständiger Bauer sein eigener Herr sein, und dies gelang ihm auch. Über die Freude an der Landwirtschaft, die Lust am Experimentieren in einer heißen und trockenen Umgebung, die Genugtuung über die selbst erarbeiteten Erfolge schreibt er detailliert und mit unüberhörbarem Vergnügen. Unerwartet für einen Landwirt ist, dass er gern in Europa gereist ist, dabei auch Deutschland nicht ausgelassen hat. Ähnlich wie in den Erinnerungen von Walter Wolff gibt es auch im Rückblick von Moshe Wolff eine sprechende Leerstelle. Die Kriege, denen Israel ausgesetzt war, werden lediglich knapp angeschnitten. Dazu führt er seine persönlichen Erfahrungen, seine Gedanken und Gefühle nicht aus, vielleicht weil die Verletzlichkeit Israels und insbesondere der nördlichen Grenzregion eine dauerhafte ist und er dies nicht öffentlich erörtern möchte. Die Bedrohung des zionistischen Projekts ist im Text dennoch nicht nur zwischen den Zeilen präsent, wenn er beschreibt, wie er nach der Rückkehr von seinem Besuch bei seiner Familie in New York nach der Gründung Israels von einem Busfahrer vor seinem Ausstieg gewarnt wird, er würde mit seinem weißen Hemd ein gutes Ziel für Heckenschützen abgeben. Dies wird mit leichtem Ton erzählt. Genauso selbstverständlich beschreibt er, wie er mit einem Freund die Überreste eines von der arabischen Bevölkerung verlassenen Dorfes nutzte, um sich selbst davon etwas zu bauen.

Moshe Wolffs Beziehungen zu Deutschland waren und sind eng. Nicht nur hatte er in Israel durchgängig unterschiedliche Kontakte zu jungen und alten Deutschen. Ganz anders als sein Vater, der nach seiner Auswanderung nie wieder in sein

Geburtsland reiste, ist er mehrmals nach Hamburg zurückgekehrt, hat es seinen Kindern gezeigt, ist mit ihnen die Wege abgelaufen, die er als Kind gegangen ist, hat mit ihnen die Orte besucht, mit denen er wichtige Kindheitserinnerungen verbindet, und ihnen die Familiengräber gezeigt. Im Gegensatz zu seinem Vater fühlt er sich der Stadt immer noch sehr verbunden.

Dass Moshe Wolffs Erinnerungen auf die seines Vaters Bezug nehmen, sie kommentieren und ergänzen, wird an einem Thema, dem wiederkehrenden Leitmotiv, besonders deutlich.¹ Die Frage des Vaters, was im Leben Bestimmung und was Zufall war, spielte auch für den Sohn eine große Rolle, bleibt aber letztlich unbeantwortet. Diese Frage berührt den Abgrund, über den hinweg beide geschrieben haben und um den beide Lebensberichte kreisen. Auch wenn beide ihren Lebensläufen eine überzeugende Kontinuität geben, so waren es doch von der nationalsozialistischen Judenverfolgung gebrochene Biographien. Beide Berichte sind der Versuch, diesen Bruch zu heilen.

Zum Aufbau des Buches

Walter Wolff hatte zwar ein über lange Jahre räumlich entferntes, aber dennoch enges Verhältnis zu seinem Sohn Moshe. Er formuliert dies in einem Brief vom 25. März 1945 folgendermaßen: »Between both of us there does not exist, as I think, the contrast of the generations. We have the same ideals, the delivery of our people and the work for a better and more humane world, with justice for all.«² Diese Nähe erlaubt es, aus beiden Lebensberichten einen fortlaufenden Text zu machen. Die sich aufeinander beziehenden und aus unterschiedlichen Perspektiven teils die gleichen Orte und Zeiten beschreibenden Lebensberichte von Walter und Moshe Wolff sind hier in chronologischer Abfolge miteinander verschränkt.³ Etliche Erfahrungen und Orte werden sowohl vom Vater als auch vom Sohn beschrieben. Andere Erzählungen über Lebensabschnitte stehen für sich. Sie werden ergänzt durch Aussagen der jüngeren Söhne. Denn der Lebensbericht von Walter Wolff hat in seiner Familie einen so starken Eindruck hinterlassen, dass er seinen Söhnen auch 30 Jahre nach seiner Fertigstellung noch sehr präsent war. Als sie Mitte der 1990er Jahre auf Einladung des Hamburger Senats ihre Geburtsstadt besuchten und während ihres Aufenthalts für die »Werkstatt der Erinnerung« interviewt wurden, nahmen sie wiederholt darauf Bezug.⁴ Passagen aus den Interviews mit Jack, Gerald

1 Vgl. dazu Volker Depkat, Autobiografie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, in: Geschichte und Gesellschaft, Jg. 29, 2003, Heft 3, S. 441-476, hier S. 463.

2 Eine digitale Kopie dieses Briefes wie aller weiteren hier zitierten oder abgedruckten Fotos und Dokumente befindet sich in der Werkstatt der Erinnerung.

3 Für diesen Vorschlag danke ich Michael Wildt. Zur besseren Lesbarkeit wurden die Berichte sprachlich leicht bearbeitet und um wenige Redundanzen gekürzt.

4 In der Werkstatt der Erinnerung werden Interviews mit Moshe, Jack, Gerald und Rudi Wolff archiviert. Vgl. dazu Linde Apel, Gesammelte Erzählungen. Mündliche Quellen in der Werkstatt der Erinnerung, in: Dies., Klaus David, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter in der »Werkstatt der Erinnerung«, München/Hamburg 2011, S. 201-218, sowie Lina Nikou, Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen. Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Bürgerinnen und Bürger, München/Hamburg 2011.

und Rudi Wolff über das Leben in Hamburg in der NS-Zeit, über die Mutter, die Abreise aus Europa und die Ankunft in New York, bereichern die ausführlichen schriftlichen Berichte von Walter und Moshe Wolff um eigene Akzente. Die Überlieferung aus der siebenköpfigen Familie ist damit ungewöhnlich dicht. Lediglich die Mutter Ena Wolff und die Tochter Judith haben sich nicht zu Wort gemeldet.¹ Darüber hinaus wurden Zitate aus Briefen eingefügt, die Moshe Wolff an seinen Freund Daniel Cohen geschrieben hat, der bereits 1935 aus Hamburg nach Palästina ausgewandert war. Diese Ausschnitte bereichern die Ego-Dokumente um eine weitere Perspektive: die eines begeisterten jungen Zionisten, der sich voller Elan auf die Auswanderung nach Palästina vorbereitet, ohne zu ahnen, welche Gefahr ihm gedroht hätte, wenn er in Deutschland zurückgeblieben wäre.

Moshe Wolff hat zeit seines Lebens viel fotografiert. Die Passage, in der er beschreibt, wie er bei der Ausreise in die Niederlande beherzt seine von der Gestapo konfiszierte Kamera wieder an sich nahm, gehört zu den außergewöhnlichen seines Berichts. Ein großer Teil der im Band abgedruckten Fotos stammt aus seinem Besitz, einige stellten sein Bruder Rudi und sein Sohn Ilan Wolff zur Verfügung. Nicht wenige Familien- und Kinderfotos wurden im Atelier des bekannten Hamburger Fotografen und Freundes der Familie, Max Halberstadt, aufgenommen.² Andere stammen von Ernst Mayer, Lehrer an der Talmud Tora Schule, der nach Palästina auswanderte, auch er ein lebenslanger Freund der Familie. Wenn möglich, wurden die Fotos datiert und die Angabe des Fotografen hinzugefügt. Für die Edition wurden darüber hinaus Begriffe, historische Zusammenhänge und Personen erläutert. Im Anhang ermöglicht eine knappe Zeittafel einen Überblick über zentrale Daten im Leben von Walter und Moshe Wolff. Während ein teils kommentiertes Namensregister auf den umfangreichen Zusammenhang von Familien und Freunden verweist, gibt der Ortsindex Aufschluss über die auch geographisch weit gespannte Lebensgeschichte der Wolffs.

All diese Selbstzeugnisse unterschiedlicher Gattungen, Entstehungszeiten und Perspektiven wurden nicht nur zusammengestellt, um eine jüdische Familiengeschichte zu erzählen, sondern auch, weil in dieser Verknüpfung von privaten Erfahrungen, Erinnerungen und Verarbeitungen aus dem Blickwinkel von aus ihrer Heimat vertriebenen Mitgliedern einer jüdischen Familie zentrale Ereignisse der Zeitgeschichte sichtbar werden. Denn diese Stimmen und Sichtweisen sind heute in der deutschen Gesellschaft kaum noch präsent. Mit der Publikation soll ihnen der ihnen zustehende öffentliche Raum zurückgegeben werden.

Ermöglicht haben dies etliche Beteiligte. Ein nicht nur kollegiales, sondern auch inhaltlich passendes Novum ist die gemeinsame Übernahme der Herausgeberschaft durch das Institut für die Geschichte der deutschen Juden, die Forschungsstelle für Zeitgeschichte und den Verein für Hamburgische Geschichte. Dafür danke ich Kirsten Heinsohn, der damaligen Direktorin der Forschungsstelle für Zeitgeschich-

¹ Aufzeichnungen von Frauen hat bereits Monika Richarz in ihrem Standardwerk, *Jüdisches Leben in Deutschland*. 3 Bde., Stuttgart 1979-1982, vermisst, sie sind heute jedoch mehr oder weniger selbstverständlicher Teil jüdischer Alltagsgeschichte. Vgl. dazu Marion Kaplan (Hg.), *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945*, München 2003.

² Wilfried Weinke, *Verdrängt, vertrieben, aber nicht vergessen. Die Fotografen Emil Bieber, Max Halberstadt, Erich Kastan, Kurt Schallenberg*, Weingarten 2003, S. III-III7.

te in Hamburg, Miriam Rürup und Andreas Brämer vom Institut für die Geschichte der deutschen Juden und Rainer Nicolaysen vom Verein für Hamburgische Geschichte, der mit Rainer Hering und Franklin Kopitzsch das Manuskript las und wertvolle Hinweise gab. Für die großzügige finanzielle Unterstützung der Veröffentlichung seien neben den vorgenannten Einrichtungen auch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung und dem Lehrstuhl Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert an der Humboldt-Universität zu Berlin herzlich gedankt. Auch der Hamburger Landeszentrale für politische Bildung danke ich für ihr Interesse und die gute Kooperation. Die verlegerische Betreuung durch Hajo Gevers vom Wallstein Verlag ermöglichte einen besonders ansehnlich gestalteten Band. Unterstützung bei den Begriffserläuterungen und der Übersicht über die umfangreiche Familie Wolff leisteten Henrike Rehders, Jonas Stier und Marine Viale. Rudi Wolff, der jüngste Sohn von Walter Wolff, stellte dankenswerterweise Fotos seines Vaters zur Verfügung. Ilan Wolff, Moshe Wolffs Sohn und Fotograf von Beruf, steuerte einige seiner Fotos bei. Ohne das Vertrauen, die Unterstützung und die Geduld von Moshe Wolff und seiner Frau Karla wäre das Buch nicht zustandegekommen. Dafür gilt ihnen mein ganz besonderer Dank.

In Hamburg verwurzelt

Auf Wunsch meiner Kinder beginne ich heute, am 1. Mai 1962, 27 *Nissan* 5722, am *Jom Hazikaron*, die Geschichte meines Lebens zu erzählen an dem Tage, da vor 20 Jahren unsere Brüder und Schwestern in Warschau sich den Nazimördern entgegenstellten, wochenlang gegen Flugzeuge und Panzerwagen kämpften, bis sie alle unter den brennenden Trümmern des Ghettos den Tod fanden.¹ Wenn ich dieses Geschehen meiner Biographie voranstelle, so deshalb, damit mein jüngster Enkel die Ereignisse der Jahre 1933 bis 1945 studieren und nie vergessen möge. Soweit es mir bekannt ist, hat keine unserer großen Persönlichkeiten die Geschichte ihres Lebens berichtet, keiner unserer *Mischna*-² und Talmudlehrer, niemand der *Gaonitischen Periode*³. Erst im Mittelalter finden wir kurze Berichte. Ich glaube, dass die großen Menschen unserer Vergangenheit einfach keine Zeit hatten, um über sich selbst zu schreiben. Ihre Arbeit, ihr Werk waren ihnen weit wichtiger, ihr Leben war Dienst und Tat, nicht Kontemplation.

Ich bin weder ein Gelehrter, noch ein Künstler. Ich habe mir weder im Beruf, noch in meiner Umwelt einen Namen gemacht. Ich bin ein ganz einfacher Jude, der sein Leben beschreiben möchte. Erstens, weil meine Söhne darum baten, und zweitens, weil ich in eine Zeit hineingeboren bin und einer Generation angehöre, die reich an großen, aber auch an grauenvollen Erlebnissen gewesen ist, wie es keiner Generation zuvor beschieden war. Immer stehen mir die Worte des 90. Psalms vor Augen: »*limnoth jomeinu ken hauda*«, lehre uns so, unsere Tage zu zählen. Heißt das nicht, dass wir uns über Tag und Stunde unseres Lebens Rechenschaft ablegen sollen, dass wir bewusst und nicht dahintaumelnd durchs Leben gehen sollen? Oft ist es mir gewesen, als ob gerade in den Wendepunkten meines Lebens mein freier Wille ausgeschaltet war, als ob eine höhere Hand, oder wenn das allzu vermessen klingt, ein Zufall meinen weiteren Lebensweg bestimmt hat.

Ich bin am 26. März 1887, *Rosch Chodesch Nissan*⁴ 5647 in Hamburg geboren. Mein Vater Jakob Wolff und meine Mutter Fanny Philipp entstammten beide der Familie Ruben-Renner, die bereits im Jahre 1648 in Wandsbek ansässig war und deren Stammtafeln in meinem Besitz sind. Ich glaube, dass unser Denken, unsere Lebensanschauung nur zu einem geringen Teil von uns selbst geformt und geschaffen werden. Es ist die Zeit, die mit uns geboren wird, die Gedankenwelt und der Einfluss unserer Umgebung, die durch die Generationen hindurch vererbte Veranlagung. Das Jahr 1887, in dem ich geboren wurde, war das Jahr höchster Machtent-

1 Der Aufstand im Warschauer Ghetto fand im April 1943 statt. Er konnte erst nach einigen Wochen von SS- und Polizeieinheiten niedergeschlagen werden. Vgl. Andrea Löw, Markus Roth, Das Warschauer Ghetto. Alltag und Widerstand im Angesicht der Vernichtung, München 2013.

2 Eine der wichtigsten Sammlungen religionsgesetzlicher Überlieferungen des rabbinischen Judentums, enthält vorwiegend Bestimmungen zum jüdischen Religionsgesetz.

3 Die Gaonitische Periode dauerte vom 7. bis zum 11. Jahrhundert. Die religiösen Führer des frühen Mittelalters wurden als babylonische Geonim (sing. Gaon) bezeichnet.

4 Erster Tag des Frühlingsmonats im jüdischen Kalender, beginnt etwa Mitte März.

wicklung Deutschlands. Die Juden fühlten sich als gleichberechtigte Staatsbürger, ganz besonders in Hamburg, der Freien und Hansestadt, die ihnen Zutritt zu Senat und Bürgerschaft gewährte, und in der sie als Kaufleute und Juristen führende Stellungen bekleideten. Dass ihnen die Offizierslaufbahn und die des Oberlehrers an den Staatsschulen verschlossen blieben, wurde stillschweigend übersehen. Was Wunder, dass sie nach langen Jahren des Druckes jetzt Überpatrioten wurden, nationalistischer als die Deutschen selbst. Noch stärker wuchsen diese Gefühle in ihnen, als im Jahre 1888 Kaiser Friedrich III., der besonders gütig und judenfreundlich war, zur Regierung kam. Doch schon nach drei Monaten nahm sein Leben durch ein Krebsleiden ein Ende und ihm folgte Kaiser Wilhelm II. auf den deutschen Thron. Eine seiner ersten Regierungstaten war, den Reichskanzler Bismarck, den Gründer des Reiches, zu entlassen und ihn durch den Fürsten Bülow, einem ihm genehmen Werkzeug, zu ersetzen.¹ Damit begann der Niedergang des Reiches, dessen man sich erst viele Jahre später bewusst wurde. Der junge ehrgeizige Kaiser wollte Deutschland zur Weltmacht entwickeln und begann, durch den Ausbau der Flotte ein Konkurrent Englands zu werden. Die Handelsflotte, besonders die Hamburg-Amerika-Linie unter Leitung des Juden Albert Ballin, der ein persönlicher Freund des Kaisers war, nahm schon damals der englischen *Cunard*-Linie einen Teil der Geschäfte weg.

Es war der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens², der die meisten Juden der damaligen Zeit, so auch meinen Vater und später mich selbst, zu seinen Mitgliedern zählte, da sie in ihm die Verkörperung ihrer politischen Ideen und Anschauungen fanden. Staat und Judentum waren scharf voneinander getrennt. Die jüdische Gemeinde, sie hieß in Hamburg die Deutsch-Israelitische Gemeinde³, hatte volle Autonomie. Man brauchte ihr nicht anzugehören und konnte sich mit der bürgerlichen Trauung begnügen. Von den 20 000 Gemeindemitgliedern gehörten etwa 4 000 der traditionellen Richtung, d. h. dem Synagogenverband⁴ und ein Teil des Restes dem Tempelverband⁵ an, welche die religiösen Belange ihrer Mitglieder erfüllten. Die Gemeinde war der Dachverband, vertrat die Judenschaft gegenüber dem Staat und sorgte für die sozialen Einrichtungen wie Wohlfahrt, Alten- und Waisenhäuser. Krankenhaus und Schule waren selbstständig. Es war eine friedvolle, wohl organisierte Atmosphäre, in der ich aufwuchs. Es gab viele wohlhabende Familien, einen gesunden Mittelstand und selbst unter den Bedürftigen eigentlich keine Armut. Die vielen Wohltätigkeitsvereine in der Gemeinde verhinderten den Pauperismus.

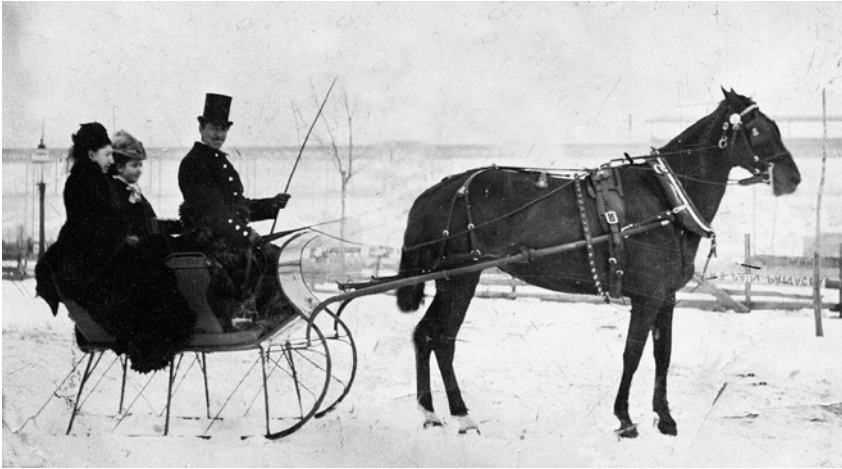
1 Bismarcks Nachfolger als Reichskanzler war von 1890 bis 1894 Leo von Caprivi. Bernhard von Bülow war von 1900 bis 1909 Reichskanzler.

2 Gegründet 1883 in Berlin, vertrat die staatsbürgerlichen Rechte der deutschen Juden, 1938 verboten.

3 Existierte als selbstständige jüdische Gemeinde seit 1812, erste Gemeindewahl 1865, innerjüdische Toleranzverfassung für zunächst zwei, später drei selbstständige Kulturverbände (»Hamburger System«).

4 Konstituierte sich 1868 als eigenständiger, die Interessen der orthodoxen Juden Hamburgs vertretender Kultusverband in der Deutsch-Israelitischen Gemeinde. Selbstauflösung 1939.

5 Neuer Israelitischer Tempelverband, gegründet 1817, seit 1868 Teil der Deutsch-Israelitischen Gemeinde, reformorientiert.



Fanny Philipp in New York.

Mein Vater, Jakob Wolff, gehörte dem bürgerlichen Mittelstand an. Er war am 15. Dezember 1853 in Hamburg als ältester Sohn von Moritz Wolff geboren. Meine Mutter, Fanny Philipp, Tochter von Elias Philipp, wurde am 23. November 1857 geboren. Die Hochzeit meiner Eltern fand am 2. November 1884 in Wandsbek bei Hamburg statt. Mein Großvater hatte ähnlich wie ich selbst erst im 31. Lebensjahr geheiratet, nachdem seine erste Frau, Klara Lewisohn, meine Großmutter, früh gestorben war. Sie war die Tante von Sam und Leonhard Lewisohn in New York, deren Metallfirma¹ später weltbekannt wurde. Da meine Mutter mit der zweiten Frau des Vaters fast gleichaltrig war, lud der Cousin Leonhard Lewisohn meine Mutter zu sich nach New York ein. Sie blieb dort fünf Jahre, sehnsüchtig erwartet von meinem Vater, dem sie versprochen war. Mary Philipp stand meinem Vater treu zur Seite. Es war für meine Mutter kein leichter Entschluss, in der reichen Umgebung, in der sie wie eine Tochter lebte, und in der man alles versuchte, sie zu verheiraten, dem Manne ihrer Wahl, der in sehr bescheidenen Verhältnissen lebte, die Treue zu halten.

Mein Vater hatte bei seinem Vater gelernt, der ein Manufakturwarengeschäft en gros betrieb. Das großväterliche Geschäft war eine Reihe von Jahren recht bedeutend, ging jedoch immer mehr zurück, da der Detailhandel dazu überging, direkt vom Fabrikanten zu kaufen und den Grossisten auszuschalten. So stand die Firma eines Tages vor dem Konkurs. Der reiche Bruder meines Großvaters, der Bankier Louis Wolff, sprang helfend ein, doch anstatt das Geld des Bruders, wie dieser es wollte, für die Aufrechterhaltung des großen Haushaltes zu verwenden, bezahlte mein Großvater alle seine Schulden. Viele Jahre war der Bruder ihm dieserhalb gram. Als ich heranwuchs, war die Freundschaft wiederhergestellt. Mein Vater begründete ein Damen- und Baby-Ausstattungs-geschäft, das er aus allerkleinsten

¹ Leonard, Julius und Adolph Lewisohn, nach New York emigrierte Hamburger, gründten 1866 den Metallhandel »Lewisohn Brothers«. Vgl. Henning Albrecht, Adolph Lewisohn. Kupfermagnat im »Goldenen Zeitalter«, Hamburg 2013.

Anfängen und eigener Kraft mit eisernem Fleiß zu einem der feinsten Geschäfte dieser Art in Hamburg entwickelte. Ich wurde im Centrum der Stadt in den Alsterarkaden geboren, doch schon nach einem halben Jahr zogen meine Eltern in die Binderstraße 8, die damals noch Meyers Terrasse hieß, nach dem dort wohnenden, sehr netten Architekten Meyer.

Kinderjahre

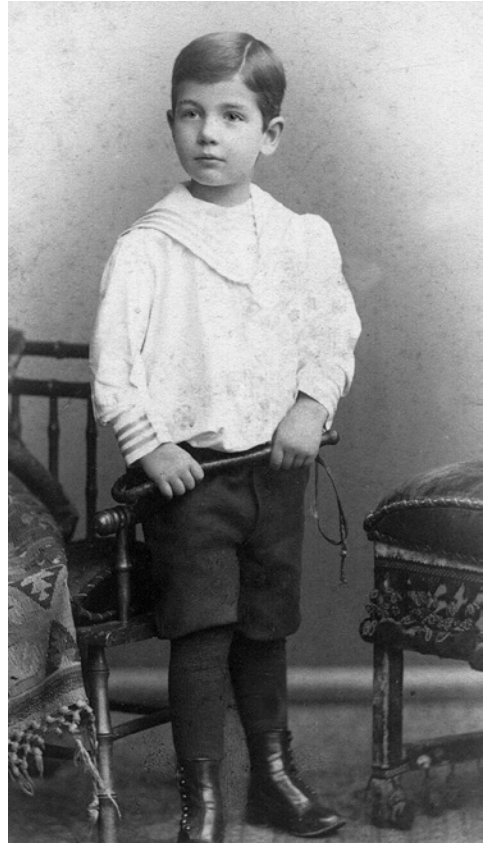
Meine Erinnerungen gehen bis ins mein drittes Lebensjahr zurück. Unserem Haus gegenüber war eine Kohlenhandlung, und ich war physisch schmerzhaft berührt, wenn ich aus dem Fenster blickend sah, wie besonders im Winter im Schnee die Pferde vor den Kohlenwagen gepeitscht wurden. Unsere kurze Straße mündete auf der einen Seite auf den Rothenbaum, durch den die Pferdebahn zur Stadt fuhr. Ein Pferdejunge führte ein zweites Pferd zum Vorspann für die kurze Strecke, die bergauf ging, und ich durfte die Zügel halten und mit ihm auf den Vorderperron steigen. Es war herrlich. Das andere Ende unserer Straße lief auf eine Wiese zu, durch die ein schmaler Feldweg zum Hause meiner Großeltern führte. Ich musste zuerst ins Zimmer der Urgroßmutter Recha Wolff, der Mutter meiner Großmutter, hineingehen. Dort saß ich auf einem kleinen Sockel des langen Wandspiegels und bekam von der Urgroßmama Kuchen. Wie man mir später erzählte, war diese kleine Urgroßmama eine sehr kluge und witzige Frau. Sie wohnte bei ihrer einzigen Tochter, da diese einen traditionellen Haushalt führte, während ihre Söhne, die alle recht bedeutend waren, areligiös lebten. Einer von ihnen, Dr. Rudolph Wolff, war Chef des Freimaurer-Krankenhauses. Mein Großvater hatte sich schon mit 60 Jahren zur Ruhe gesetzt, und die Schwäger sowie seine drei Söhne bestritten die Kosten des Haushaltes, der von der jüngsten Tochter Trudel geführt wurde.

Ich war ein ziemlich dicker Junge, und ich entsinne mich deutlich, dass mein Großvater meiner Mutter verbot, mich auf den Arm zu nehmen, wenn wir den Rückweg übers Feld antraten. Er blickte uns lange am Gartentor stehend nach, ob meine weiche Mutter stark genug geblieben war, mich in der Sonnenhitze laufen zu lassen. Ein weiteres für mich ganz großes Erlebnis war die Hochzeit meiner Tante Minna Wetzlar, die einzige überlebende Schwester meiner Mutter, die in Wandsbek stattfand. Wir fuhren im Winter in einer Droschke, so hieß der einspännige Pferdewagen, etwa eine Stunde durch den Schnee. Ich saß auf dem kleinen Rücksitz meinen Eltern gegenüber und beobachtete die Schneeflocken. Von der Hochzeitsfeier selbst weiß ich nur, dass ich während der Suppe auf dem Schoß meiner Tante Mathilde saß, die auch in Wandsbek wohnte, und dass ich nach dem Essen die Halberstadt Kinder Musik spielen sah. Ich erfuhr später, dass es die Kindersymphonie von Haydn gewesen ist. Dort begegnete ich meinem Onkel Oscar Philipp, der ein halbes Jahr jünger war als ich.

Mit diesem Onkel, er war das jüngste Kind der Philipps, sowie mit dem jüngsten Sohn Max meiner Tante Mathilde Halberstadt, der Schwester meines Vaters, die als junge Witwe mit ihren fünf Kindern auch in Wandsbek lebte, verband mich von frühester Kindheit an eine innige Freundschaft. Max war fünf Jahre älter als Oscar und ich, aber er war ein Spielgenie. In den Ferien spielten wir drei Jungen den ganzen Tag miteinander. Max baute kleine Boote aus dem abgefallenen Wachs der

*Hawdalakerze*¹, die wir in der Badewanne schwimmen ließen, und als ich dabei in die Badewanne fiel, stellte er mich eine halbe Stunde im Garten in die Sonne, damit die Mutter nicht merken sollte, wie nass ich gewesen war. Sie merkte es aber doch, denn die Bluse war schrecklich zerknittert, weil Max sie an mir ausgewrungen hatte. Schon in seinem 14. Lebensjahr baute er sich eine elektrische Bahn, die auf Schienen lief. Sein Wunsch, Elektrotechnik zu studieren, wurde ihm nicht erfüllt, weil man in diesem Beruf damals in Deutschland den *Sabbat*² nicht halten konnte. So wurde er Fotograf und arbeitete späterhin am *Sabbat*.

Wandsbek war für mich als Kind der Inbegriff alles Guten und Schönen. Die kleine Gartenstadt mit einem großen Gehölz lag in unmittelbarer Nähe Hamburgs an einem kleinen Flüsschen, der Wandse, und war mit Hamburg durch eine Dampfbahn verbunden, deren Fahrtdauer etwa eine Stunde betrug. Dort gab es eine sehr schöne Synagoge und eine kleine selbstständige Gemeinde mit einem Rabbiner an der Spitze. Diese mindestens drei Jahrhunderte alte Gemeinde, in der der Stammvater unserer Familie Ruben-Renner 1648 Vorsteher war, war den größeren Gemeinden Hamburg und Altona in früheren Jahren angeschlossen, die nach den Anfangsbuchstaben ihrer Namen kurz AHW³ genannt wurde. Mein Großvater Philipp, der eine schöne Stimme hatte, betete an den hohen Feiertagen der Synagoge vor. Meine Großeltern Philipp und meine Tante Mathilde Halberstadt wohnten in der hübschen baumbestandenen Bärenallee in schönen Gartenhäusern. Im Philippschen Haus lebten damals vier Kinder der zweiten Frau des Großvaters: Julius, mein späterer Schwager, Elsa, Martha und Oscar. Meine Tante Mathilde Halberstadt hatte fünf Kinder: Martha, Siegfried, Julius, Rudolph und Max. Ich wuchs in beiden Familien wie ein Kind im Hause auf. Max und Oscar waren mir wie Geschwister. In den Ferien nahm ich an den Ausflügen teil, die der Lehrer Rothschild mit den Jungen machte. Wenn mein Großvater Wolff, der im Sommer des Öfteren einige Wochen bei seiner Tochter Mathilde wohnte, mit mir ins Gehölz ging, dann fühlte ich mich nach Kanada oder Amerika versetzt. Hinter jedem Baum sah ich in meiner Fantasie einen Indianer hervorlugen.



Walter Wolff, etwa vier Jahre alt.

1 Hebr. Unterscheidung. Sabbatausgangszeremonie mit Segensspruch, die den Unterschied zwischen Feiertag und Alltag markiert.

2 Auch Schabbat, Plural Schabbatot: Ruhetag, der vom Sonnenuntergang am Freitag bis zum Samstagabend dauert.

3 Der Zusammenschluss zur Dreigemeinde Altona, Hamburg, Wandsbek fand 1671 statt.

Die Schulzeit

Nur allzu früh nahm die schöne Zeit der Kindheit für mich ein Ende. Sogleich nachdem ich das sechste Lebensjahr beendet hatte, kam ich in die Schule. Es war die einzige in Hamburg bestehende orthodoxe Anstalt, die Talmud Tora Schule.¹ Die Schule befand sich zuerst in der Elbstraße, eingetragen auf einem Grundstück, das erworben war im Jahre 1836 von Leopold Berend Oppenheimer, Gottschalk Michael Lehmann und Selig Wolf, meinem Urgroßvater großmütterlicherseits, mit der Klausel, dass die Erben kein Recht an diesem Grundstück hätten. Die Schule nahm alle Kinder unentgeltlich auf, was sie übrigens für arme Kinder auch späterhin tat, und hieß damals Talmud Tora Armenschule. Im Jahr 1804 gehörte das Schulhaus der Altonaer Gemeinde, gespendet von Michael Lehmann und Elias Ruben. Die Reform der Schule zu einer Art Parochial-Schule mit Unterricht auch in modernen Fächern und neunjähriger Schulung wurde erst im Jahr 1822 durch den damaligen Rabbiner, den *Chacham*² Isaak Bernays durchgeführt. Der von ihm in klassischem Deutsch geschriebene Entwurf findet sich im *Haarbleicher* »Aus der Geschichte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg« von 1886.³ Ich weiß nicht, wann die Schule nach den Kohlhöfen verlegt wurde, in ein Doppelgebäude für Vor- und Realschule, das mein Vater als auch ich besuchten. Es war eine schmale finstere Straße mit vielen christlichen Volksschulen, deren Schüler uns im Winter mit Schneebällen und Steinen bewarfen.

Ich denke an die Zeit, die ich in dieser Schule verbrachte, mit sehr gemischten Gefühlen, denn ich habe dort viele Ängste ausgestanden. Wenn in den Pausen die großen Jungen die Treppen herunterstürmten, klammerte ich mich, der ich klein und zart war, ans Treppengeländer, um nicht umgerannt zu werden. Der Geruch in der Klasse, die nach Karbol und nach den Mänteln der Schüler roch, die an den Wänden hingen, war mir widerlich. Wir waren 73 Knaben in der untersten halbdunklen Klasse, die im Winter durch offene Gasflammen beleuchtet wurde. Der Kontrast war allzu groß nach der reinen Atmosphäre des Elternhauses, in dem ich einziges Kind war. Der Lehrer Isaak dieser ersten Klasse, der schon meinen Vater unterrichtet hatte, war im wahrsten Sinne des Wortes ein Genie. Ohne dass er jemals ein Kind geschlagen hat, herrschte bei ihm vollkommene Disziplin, und nach Ablauf des Jahres konnten wir schreiben, Deutsch und Hebräisch fließend lesen und bis zum Multiplizieren rechnen. Er war ein hervorragender Psychologe, denn er erkannte schon im ersten Jahre des Unterrichts der 70 bis 80 Schüler, welche Art von besonderer Begabung in jedem von uns steckte. Er war aber nicht nur Lehrer, er half uns auch, unsere kleinen Bedürfnisse zu erfüllen, an Mutters Stelle. Er war allzu bescheiden, so dass wohl nur wenige die Güte und Größe dieses Mannes und

1 Gegründet 1805, erste Schule Deutschlands, die orthodoxes Judentum und moderne Bildung verband. Seit 1911 im Grindelhof 30. 1939 zwangsweise mit der Israelitischen Töchterschule zusammengelegt. 1942 Schließung aller jüdischen Schulen. 2002 Wiederaufnahme des Schulbetriebs, seit 2007 Joseph-Carlebach-Schule. Vgl. Ursula Randt, Die Talmud Tora Schule in Hamburg 1805 bis 1942, München/Hamburg 2005. Die Biogramme der Lehrer im Anhang basieren überwiegend auf den biografischen Skizzen in diesem Buch.

2 Weiser, spanisch-jüdischer Gelehrtertitel.

3 Die erste Auflage erschien 1867 unter dem Titel »Zwei Epochen aus der Geschichte der Deutsch-Israelitischen Gemeinde in Hamburg«.

vorzüglichen Pädagogen erkannt haben. Da nur er im Stande war, eine so große Kinderzahl zu unterrichten, wurden vom nächsten Schuljahr an die Klassen geteilt.

Hier begannen schon die Jahre meiner Ängste, obgleich mir persönlich kein Lehrer etwas zuleide tat. Eine Ausnahme war ein christlicher Lehrer, der mir Veranlassung gab, die Schule nach acht Jahren zu verlassen. Ich litt darunter, zu sehen, wie meine Mitschüler geschlagen wurden, die hilflos der Perversität mancher Lehrer ausgeliefert waren. Die Prügelstrafe mit Lineal und Rohrstock war damals in allen Schulen ein viel gebrauchtes Erziehungsmittel. Außerdem gab es Nachsitzen und Kerker. Wir hatten jeden Tag, am Sonntag sechs und Montag und Donnerstag sieben Unterrichtsstunden und reichlich Hausarbeiten, so dass uns wenig freie Zeit zur Verfügung stand, die bei mir mit Violinunterricht ausgefüllt war. Aber für sportliche Betätigung war kein Raum. Von wirklich guten Lehrern sind es nur wenige, denen ich mich in Dankbarkeit erinnere: Außer Herrn Isaak sind es Herr Lichtenstädter, Dr. Schlesinger, Dr. Freudenberger und Dr. Heinemann. Sehnsüchtig erwarteten wir die Sommerferien, die nur vier Wochen dauerten und in denen man uns mit einem Haufen Schulaufgaben belastete. Die übrigen Ferien fielen immer mit den jüdischen Feiertagen zusammen, die für meinen Vater Tage der Freude und Erholung waren, während mich die lang sich hinziehenden Gottesdienste langweilten, da ein Kind den *Chasanuth*¹ verständnislos gegenübersteht. Das Schönste für mich war der Weg zur Synagoge, der fast 40 Minuten dauerte. Unter meinen Mitschülern hatte ich kaum einen Freund gefunden. Ich kam des Öfteren in das Haus von Sally Mainz, dessen Sohn Julius in meiner Klasse war, doch meine intimen Freunde waren Paul Oppenheim, der in unserem Haus wohnte, und wie bereits erwähnt, Max Halberstadt und Oscar Philipp.

Bis zu meinem siebten Lebensjahr war ich das einzige Kind. Im Februar 1894 wurde mein Bruder Franz geboren, der ein besonders schönes Kind war. Er hatte die braunen Augen meiner Mutter, und sein feines Gesicht wurde noch bis zu seinem dritten Lebensjahr von langen braunen Locken umrahmt. Während ich nur ein Durchschnittsschüler war, gehörte er später zu den Besten seiner Klasse, die besonders begabte Schüler aufwies. Einige von ihnen, B. S. Jacobson, Floersheim, der jüngst verstorbene Dr. Oscar Wolfsberg und Dr. Arthur Joel lebten und leben heute in Israel. Da die Wohnung in der Binderstraße jetzt zu klein geworden war, zogen wir in die Hallerstraße 4 auf die dritte Etage. Hier genossen wir neuerdings den Luxus eines Badezimmers und eines Balkons, der gerade ausreichte, um zur Freude meines Vaters eine kleine *Sukka*² daraufzusetzen. Es wurde mit Lot ausgemessen, ob auch die genügende Anzahl *Tephchim*³ vorhanden war. In diesem Haus lebte im ersten Stock die Witwe des früheren Hamburger Oberrabbiners Stern mit ihrem Sohn Naftali, der später Mitinhaber des Kaufhauses Nathan Israel in Berlin wurde. Im zweiten Stock wohnte die schon erwähnte Familie Oppenheim, und im gleichen dritten Stock mit uns die Familie Berendsen, mit deren ältester Tochter Dosy mich bis heute eine innige Freundschaft verbindet. Sie war zwei Monate älter als ich. Sie ersetzte mir die Schwester, und es gab wohl keinen Tag, an dem wir nicht zusammen waren. Wir halfen uns gegenseitig bei den Schularbeiten, und die

1 Synagogale Gesänge.

2 Laubhütte, kleine Hütte mit einer Öffnung im Dach.

3 Auch: Tefachim: talmudische Maßeinheit.

schweren fünf Jahre meiner Schulzeit mit der Angst vor den vielen Extemporalen¹ und der Menge der Aufgaben hat sie mir mit ihrem sonnigen Wesen außerordentlich erleichtert. Sie war eine wunderbare Tänzerin, aber trotz großer Mühe ist es ihr nie gelungen, mir das Tanzen beizubringen. Sie hatte eine etwas jüngere Schwester Ellen und einen Bruder James. Ich glaube, dass auch Ellen mich gern hatte, aber sie fühlte wohl schon früh, dass mich mit Dosy mehr verband als bloße Freundschaft. Es war ein netter Kreis junger Menschen, der im Berendsenschen Haus verkehrte, und ich verlebte manchen schönen Abend, an dem man tanzte, musizierte, spielte und sich gut unterhalten konnte.

Ich begann sehr früh zu lesen, was immer ich in die Hände bekam. Wir hatten keine große Bibliothek im Hause, waren aber abonniert auf die sogenannte Lese-mappe, die alle Arten von Wochenschriften und illustrierten Zeitungen enthielt. Mit großer Erregung verfolgte man im Jahre 1894, ich war damals acht Jahre alt, den Dreyfus-Prozess in Paris, und ich sehe heute noch das Bild vor mir, da man vor einer ganzen Armee den Degen des jüdischen Hauptmanns Dreyfus zerbrach, nachdem man ihn unschuldig lebenslänglich wegen Hochverrats auf die Teufelsinsel verbannt hatte.² Wenig später erschien Herzls »Der Judenstaat«, den ich wohl las, ohne das Buch verstanden zu haben.³ Ich brauche in der Erzählung, die mein Leben betrifft, nicht darauf hinzuweisen, dass der Dreyfus-Prozess Herzl aufs Tiefste beeinflusst hatte. Die Richtung, die sein Denken von dort an nahm, ist in jeder Geschichte des Zionismus nachzulesen. Der erste Zionistenkongress fand im nächsten Jahr 1897 in Basel statt. Ich war noch zu jung, um seine Bedeutung zu begreifen und weiß auch nicht mehr, wer von den späteren Hamburger Zionisten und ob überhaupt einer daran teilgenommen hat. Jedenfalls hat die Gemeinde in toto den Zionismus energisch abgelehnt.

Das letzte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts brachte auch in der Außenwelt neue Entwicklungen. Es verschwanden die Pferdebahnen und die Droschken und machten der elektrischen Bahn Platz. Die Petroleumlampe wurde vom Gaslicht abgelöst, und es erschienen die ersten Fahrräder und Phonographen, ebenso die ersten Handkameras und das Umwälzendste: das Telefon. Kurze Zeit später tauchten die ersten Automobile auf, deren Entwicklung von der primitivsten Konstruktion bis zum modernen Modell in schnellem Tempo vor sich ging.

Ich verdanke es meiner Mutter, die sehr musikalisch war, sie spielte Klavier und sang, dass ich mit sieben Jahren Geigenunterricht erhielt. Zuerst bei meinem Onkel, dem Maler und Radierer Prof. John Philipp, der mir die Anfänge beibrachte. Er lebte damals kurze Zeit in Hamburg, sonst in Berlin und München und war viel auf Reisen. Von seinen Bildern sind die bekanntesten die Ölgemälde zweiter Päpste in Rom, gute Radierungen von Arthur Nikisch, Prof. Einstein, Dr. von Neumayer, dem Direktor der Seewarte, und ein großes Ölgemälde von Dr. Muck, dem Diri-

1 Schriftliche Prüfungen.

2 Der jüdische Hauptmann Alfred Dreyfus wurde 1894 wegen Landesverrats zu Degradierung, lebenslanger Haft und Verbannung verurteilt. 1906 wurde er freigesprochen und rehabilitiert. Der Prozess war von antisemitischen Auseinandersetzungen begleitet, und die daraus entstehende Dreyfus-Affäre führte zu einer massiven politischen Krise in Frankreich. Vgl. George Whyte, Die Dreyfus-Affäre. Die Macht des Vorurteils, Frankfurt a. M. 2010.

3 Die Publikation Theodor Herzls, in der das Fundament des politischen Zionismus formulierte, erschien 1896.

genten der Hamburger Philharmonie, das in der Hamburger Konzerthalle hing. Sein älterer Bruder Rudolph war Pianist und Musikkritiker und hat eine Reihe hübscher Lieder komponiert. Er verkehrte häufig bei uns und begleitete mich später öfters zur Geige. Ich durfte schon als Kind mit der Mutter ins Konzert gehen und weiß, dass ich mit ihr die erste Oper, den »Mikado«¹, hörte. Im Sommer spielte an jedem *Sabbatvormittag* die Militärkapelle eine Stunde in den Anlagen vorm Dammtorbahnhof, und auf dem Rückweg von der Synagoge waren Vater und ich die eifrigsten Zuhörer. Die gleiche Kapelle brachte dem Kommandeur des Regiments jedes Jahr zu seinem Geburtstag morgens von sieben bis acht Uhr ein Ständchen. Der Oberst wohnte im angrenzenden Haus, und an diesem Tag kam ich immer zu spät in die Schule, da ich mich von der Musik nicht losreißen konnte. Wie sehr war man später durch das Radio verwöhnt. Weiteren Musikunterricht erhielt ich bei dem Musiklehrer Adolf Rahn, der ein sehr netter Mann, aber nur ein mittelmäßiger Geiger und Lehrer war. Ich habe keinerlei technische Anleitung von ihm erhalten und ihn viel zu lange als Lehrer behalten. Allerdings habe ich eine Fülle von Literatur bei ihm kennengelernt. Anlässlich meiner *Bar Mitzwa*,² die sehr schön gefeiert wurde, ich hatte die sehr wenig passende *Sidra Tasria*³ zu lernen, schenkten mir meine Eltern eine gute Geige, die ich heute noch spiele. Es war für meinen Vater damals eine große Ausgabe, aber er stand immer auf dem Standpunkt, den Kindern lieber ein gutes Stück zu schenken als vielerlei Minderwertiges. Meine Eltern waren außerordentlich bescheiden. Vater reiste gern, und das Einzige, was er sich gönnte, war eine zwei- oder dreiwöchige Sommerreise. Wenn die Zeiten schlecht waren, begnügte er sich damit, das Kursbuch zu studieren.

Langsam wuchs die junge Generation heran, die älteren Söhne entwuchsen der Schule und kamen in die Lehre ins Geschäft. So zogen die Großeltern Philipp von Wandsbek nach Hamburg zum Steinthorweg, wo der Großvater zwei Etagenhäuser besaß, und Halberstadts zogen in die Rutschbahn ins Nebenhaus der Großeltern Wolff und ganz in unsere Nähe. Mit der Übersiedlung aus dem lieblichen kleinen Wandsbek mit seinem Wald und Gärten in die Großstadt auf die Etagen war der schönste Teil unserer Jugend und seine Romantik verschwunden. Oscar und ich fanden jetzt andere Ferienunterhaltung. Wir fuhren mit der elektrischen Bahn zum Hafen, bestiegen dort für einen Groschen die Rundfahrtbarkasse, welche die Arbeiter zu den verschiedenen Werften und sonstigen Arbeitsplätzen brachte, und machten auf diese Weise mehrmals hintereinander die Hafenrundfahrt, die für Fremde erheblich teurer war. Bei schlechtem Wetter gingen wir in die Geschäftshäuser und fuhren mit den neuen Paternosterfahrstühlen solange, bis man uns entdeckte. Max Halberstadt hatte sich eine Dynamomaschine schenken lassen und baute eine herrliche, auf Schienen laufende elektrische Bahn aus Zigarrenkastenholz, die später an meine Kinder vererbt wurde. Ich durfte ihm bei all seinen Arbeiten zuschauen.

Als ich zwölf Jahre alt war, wurde ich von meinem Onkel Samuel, einem Bruder meines Vaters, in den Sommerferien nach Frankfurt a.M. eingeladen. Seine Kin-

1 Operette mit satirischen Elementen des Duos Gilbert und Sullivan (Text: William S. Gilbert, Musik: Arthur Sullivan), Erstaufführung: London 1885.

2 Hebr. Feier, während derer jüdische Jungen im Alter von 13 Jahren durch die Vorlesung eines Thora-Abschnitts ihre religiöse Mündigkeit erwerben.

3 Leseabschnitt der Thora aus dem dritten Buch Mose.

der, eine Tochter Martha, die genauso alt war wie ich, und ein Sohn Ernst, einige Jahre jünger, mussten in die Schule gehen, da dort die Ferien später begannen. Onkel und Tante, die ein Wurstwarengeschäft betrieben, hatten keine Zeit für mich. So abonnierte mich der Onkel in der Leihbibliothek und im Zoologischen Garten, wohin ich jeden Tag mit einem Karl-May-Band bewaffnet hinzog und mich vor die Kapelle setzte. Auf diese Weise war ich den ganzen Tag in der frischen Luft, hörte Musik und konnte ungestört lesen. Nur zu den Mahlzeiten kam ich heim. Ich wundere mich noch heute, dass meine eigentlich so ängstliche Mutter mich die weite Reise nach Frankfurt hin und zurück hat allein machen lassen. Ich las damals nicht nur Karl May und den »Guten Kameraden«¹, sondern auch die deutschen Klassiker und sogar zusammen mit Oscar den Kommentar von Samson Raphael Hirsch zu *Bereschit*².

Im vorletzten Schuljahr, ich war 14 Jahre alt, zog mich in einer Mathematikstunde der christliche Lehrer Dr. Rodenbeck an den Ohren hoch, weil ich eine Frage schuldig geblieben war. Als ich im nächsten Zeugnis eine Vier bekam, die ich für nicht gerechtfertigt hielt, und der Direktor sich meinem Vater gegenüber auf die Seite des Lehrers stellte, nahm mein Vater mich kurz entschlossen aus der Schule und meldete mich in der Oberrealschule vor dem Holstentor an. Ich konnte zwar nicht mehr in die Osterklasse aufgenommen werden und kam ein halbes Jahr zurück. Dennoch war es für mich ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Unter den vorzüglichen Lehrern lernte ich spielend. Der Direktor Prof. Thaer, bei dem wir deutsche Literatur hatten, wurde von den Schülern vergöttert. Ich fehlte an den jüdischen Feiertagen, ging aber am *Sabbat* zur Schule und war an diesem Tag vom Schreiben dispensiert. Ich brachte meine Bücher am Freitagnachmittag zur Schule und holte sie sonntagsmorgens wieder ab. Meine Freundin Dosy war auf diesen Wegen oft meine treue Begleiterin. Es mag sein, dass die Talmud Tora Schule etwas höhere Anforderungen stellte, obgleich die Aufgaben im Endexamen für das Einjährige³ in allen Hamburger Schulen dieselben waren, da sie von der Oberschulbehörde vorgeschrieben waren, die die Examina abnahmen. Jedenfalls scheint mein Gefühl, dass ich in dieser Schule nicht gerecht behandelt worden bin, gerechtfertigt gewesen zu sein. Als ich im Herbst 1902 mein Examen bestand, wurde ich von der mündlichen Prüfung befreit, d. h. ich hatte nur Einsen und Zweien im Zeugnis.

Lehrzeit: Hamburg – Wiesbaden – Breslau – Brüssel

Ich bat meinen Vater, mich weitere drei Jahre bis zum Abitur in dieser Schule zu belassen, da ich gern Deutsch und Geschichte studieren wollte. Auch der Direktor verwendete sich für mich. Mein Vater lehnte meinen Wunsch aber als unpraktisch ab. Ich weiß nicht, ob bei ihm pekuniäre Gründe mitgesprochen haben. Jedenfalls sollte ich Geschäftsmann werden und gemäß Vaters Ideal das Bankfach lernen. Wie

1 Von 1886 bis 1944 und 1951 bis 1968 erscheinende Wochenzeitschrift für Jungen, die vor allem wegen der darin in Fortsetzung erscheinenden Abenteuergeschichten sehr beliebt war.

2 Erstes Buch Mose (erstes Buch des Tanach).

3 Mittlerer Bildungsabschluss.

fast jeder Hamburger Junge wollte ich gern ins Exportgeschäft gehen. Darin ließ mir mein Vater freie Hand. Ich besuchte fast alle Exporteure, die ich mir aus dem Adressbuch herausgeschrieben hatte. Meine Bemühungen waren vergebens. Sobald ich darum bat, am *Sabbat* von der Arbeit befreit zu werden, wurde die Unterredung beendet. Eine orthodoxe Exportfirma konnte ich nicht finden. So besorgte mir Vater eines Tages eine Lehrlingsstelle bei der sehr angesehenen Privatbankfirma Ruben Elias Ruben, deren Seniorchef David Ruben ein Cousin oder Großcousin meines Großvaters Philipp war. Ich war recht unglücklich, obgleich ich weder das Export- noch das Bankgeschäft kannte, doch auch hier hat mein Gefühl mich nicht getäuscht. Auch wenn ich letztlich fast mein ganzes Leben in dieser Branche verblieben bin und sie mir immer zu einer genügenden Existenz verholfen hat, habe ich selten die Freude an der Arbeit und die Befriedigung gefunden, die ich in dem Beruf gehabt hätte, in dem ich meine Fähigkeiten hätte verwerten und entwickeln können. So bin ich hinter anderen weit zurückgeblieben.

Der alte Inhaber der Firma starb in meinem zweiten Lehrjahr, und sein Sohn Otto sowie der bisherige Prokurist Willi Bandmann wurden die alleinigen Partner. Beide waren außerordentlich gut zu mir. Mir übergeordnet waren nur zwei Kommis¹, so nannte man den *commercial clerk*, Jakob Heschner und Jakob Seligmann, die mich sehr freundschaftlich behandelten. Ich war der einzige Lehrling. Die Betätigung der Firma war eine ganz einseitige. Sie finanzierte die Butter-, Eier- und Fleischsendungen von Russland nach Hamburg und England. Das Wesentliche des Bankgeschäfts, das Effekten- und Exotengeschäft, lernte ich nicht. Die Arbeitszeit war eine lange, auch am Sonntag bis zum Nachmittag und am *Sabbatabend* im Winter. Ferien im ersten Jahr acht Tage. Im Vergleich zu anderen Kameraden wurde ich sehr gut bezahlt. Die üblichen Lehrlingsgehälter betrugen in den drei Jahren 100, dann 200, später 300 Mark. Ich erhielt 100, 300 und 500 Mark und als Commis im ersten Jahr 1200 Mark gegenüber den üblichen 600 bei anderen Firmen.

Zu meiner Freude bekam ich die Erlaubnis, während der Geschäftszeit einige Englisch- und Russischstunden zu besuchen. Abends hörte ich Vorlesungen in der Universität², ging sonntags ins Theater und nahm einen Platz in der Galerie oder im Stehparterre. Darüber hinaus vergaß ich niemals zu musizieren. Ich hatte zwei Stunden Tischzeit und konnte in der Bahn die Zeit zum Lesen nutzen.

Dann kam das für uns sehr traurige Jahr 1907. Mein einziger Bruder Franz starb wenige Wochen vor seiner *Bar Mitzwa* plötzlich an einer Blinddarmentzündung, die zu spät erkannt worden war. Das Unglück wollte es, dass unser guter alter Hausarzt Dr. Levy, der ein hervorragender Diagnostiker war und fast niemals das Haus verließ, gerade an diesen Tagen verreist war. Als mein Vater ihn am Freitagmorgen anrief, benachrichtigte er sofort den größten Chirurgen, den wir in Hamburg hatten, der Franz mittags noch im Hause operierte, aber es war vergebens. Freitagabend rief mein Bruder noch einmal nach der Mutter und schloss dann die Augen für immer. Er wurde am Sonntag bestattet, und Direktor Goldschmidt hielt ihm die Grabrede. Der Schmerz meiner Eltern war unermesslich. Meine Mutter hat ihr

1 Ältere Bezeichnung für kaufmännische Angestellte.

2 Die Hamburger Universität wurde 1919 gegründet. Das im 19. Jahrhundert gegründete »Allgemeine Vorlesungswesen« gilt als Vorgänger und zog weite Kreise interessierter Bürger an. Vgl. Jürgen Bolland, Die Gründung der »Hamburgischen Universität«, in: Universität Hamburg 1919-1969, Hamburg [1970], S. 17-105.